

Wellecht brach nun doch das Mittergefühls durch die harte Rinde, die Eitelkeit und Woth des Lebens um ihr Herz gelegt. Sie schlang den Arm um das Kind, unbekümmert um die Vorübergehenden, und küßte sein blaßes Gesichtchen:

„So, Heini, ja, ich hab' Dich doch immer lieb gehabt.“
Aber Du schämst Dich, mit mir zu gehen, und nimmst mich nie mehr auf den Schoß; deshalb will ich so gern gehen werden. Nun muß das Meer mit helfen und das thut es auch — ich weiß es gewiß!“

Die Mutter hatte nicht den Mut, seiner Überheißung zu widersprechen. Die 150 Kinder waren mit ihren Körpern und Schachteln glücklich an Bord gelangt. Sie bildeten eine traubige Illustration zu den gesundheitslichen Verhältnissen der modernen Großstadt. Die Weisten trugen den Stempel hochgradiger Struphalose — bleichgelb, wie kümmerliche Pflanzen, deren das lebende Sonnenlicht gefehlt, waren sie alle.

Die Ketten wurden gelöst, die Maschine angetrieben und das Schiff hob sich langsam der Strommitte zu, von Fischerjungen und Jungen begrüßt. Heini's Mutter stand auch am Quai. Sie sah, daß eine Schwester das Kind auf einen Stuhl hob und ihm so ernsthaft, über die Krankheit zu schauen. Sie sah sein krüppelhaftes Körperchen, das trübende Gesicht, und die wachsenden Mundblase, bis ihre Augen feucht wurden und sie sich leuzend zum Gehen wendte.

Der Dampf ging durch das aufsteigende Elbwasser stromabwärts. Dies herrliche rechtliche Ufer, dicht bewaldet, von weißschimmernden Schilfbänken, lag in hellem Sonnenlicht. Links breiteten sich fette, von blauen Wasserbüden durchzogene Marschwiesen, in deren hohem Gras prächtiges Vieh stand. Die Kinder liefen von einer Seite des Schiffes zur andern. Die blauen Großblattpflanzungen hatten ja noch nie eine Schöpfherde, wühlende Kühe, oder eine Windmühle gesehen. Ihre Lungen, an den bunten, ozonarmen Dampf der engen Gassen und Höfe gewöhnt, saugen sich voll der herrlichen Salzigkeit, die der frische Wind ihnen, vom Meer aus, entgegenbrachte. Das Leben auf dem bewegten Wasserfläche nahm fortwährend an Höhepunktlichkeit zu, geschwellten, braunen Segeln, die den Rang der Nacht zur Stadt trugen, kreuzten stromaufwärts an schwerlastigen Schlepddampfern vorüber. Oder es kam einer der reichen transatlantischen Dampfer, gewollt vom Wasserpiegel aufragend, oder eine, unter schnee-weißen Segeln laufende, stinte Anisicht in Sicht. Und jetzt, was war das? Ein seltsames Rucken und Glühen ging durch die „Cobra“. Wie mit jubelndem Sprünge giht sie ins offene Meer, das mit weigertenden Wellen ihr entgegenstach! Die kleine Gesellschaft an Bord ward blässer und stiller, besonders, nachdem Gelände passirt war und der Wind mehr und mehr aufstrichte. Die Schwellen erkannten die kleinen Weibsgestalten und tröstelten die Gemüthlichen und Seefranken. Heini war ganz wohl. Er stand am Bugspriet, hielt sich mit beiden Händen fest und lag mit einer Empfindung unerschlichen Glückes dem Spiel der Wellen zu. Lichtig, durchsichtig, wie gläserne Beger, tauchten sie heran, ein Kranzlein leuchtenden Schäume auf dem stolzen Gedeitel, das Schiff, wie eine Feder lebend, glitten sie unter ihm fort, so daß man möglich, wie aus tiefem Thal, zu den nächsten Wellenbügel emporhaupte. Dann lüpfen auch diese um — ein feiner Sprühregen trat Heini glühendes Antlitz und selig murmelte er: „Das ist das Meer, das Meer, das mich gesund machen wird.“ Endlich ließ der Kapitän den durchdrähten Gutschiffen holen, in eine warme Rede weiden und im bequemen Stuhl an einen geschützten Platz legen. Da sah Heini, behaglich ihm die Augen zuwenden. Er konnte sich später nie darauf bestimmen, wie er vom Schiff herunter und heimlich das weiße Bettchen genommen war, auf dessen Rede die Sonnenlichter tanzen, als er am nächsten Morgen erwachte.

Wochen verkommen. Aus den grünblauen Pfingstlingen waren frische, kräftige Kinder geworden, die den ganzen Tag lang im Sande wühlten und Burgen und Festungen dort bauten — unbekümmert darum, daß die heranwachsende Fluth alles wieder zerstörte. Sie waren auch gut und artig, weil sie sich glücklich fühlten — aber natürlich waren auch einige schwache Schafe dazwischen, die mit der Kinder eigenen Unbornfertigkeit Heini zur Zielscheibe der alten Spottreden machten, sobald die Schwester den Hinder lehnte. Heini ertrug das zuerst mit größerem Gleichmuth, als früher. Als er aber, nach Wochen, keine Besserung seines Zustandes bemerken konnte, als sein Wüdel, den er Abends im Bett heimlich mit der gleichen Ausbuchtung zeigte, da begann eine fürchterliche, bellende Angst seine Seele zu beherrschen. Der Aufenthalt auf der Insel nahte sich dem Ende; wenn die See hellen sollte, mußte es bald geschehen, oder er würde krüppelhaft,

wie er gegangen, heimkehren müssen. Bei diesem Gedanken wurden Heini's Haare feucht vor Angstschweiß, aber sein kleines tapferes Herz zwang sich auf's Neue zu gläubigem Hoffen. Es mußte ja alles gut werden; Wolt konnte jene Gebete nicht unerfüllt lassen, der gute Lehrer ihn nicht geträumt haben. Und er begann nachzudenken, lange und angestrengt, dann rief er — er lag gerade Mittagsruhe haltend, auf seinem Bettchen, die fremdliche Schwester zu sich.

„Liebe Schwester, ich möchte jetzt in der See baden dürfen, draußen, wo die großen Knaben hingehen. Die warmen Bäder helfen mir nicht.“

„Aber, Heini, Du bist doch viel wofler geworden, hast orberstlich ein bißchen Farbe auf den Wäschchen. Kalte Bäder sind nichts für Dich, die würden Dir schaden.“

„Aber die warmen helfen mir nicht!“ beharrte Heini.
„Wie meinst Du das, Du hast Dich doch nicht krank gefühlt?“

Endlich gab das gequälte Kind sein sorglich gehütetes Geheimniß frei: „Schwester, mein Wüdel soll fortgehen, ich muß doch werden, wie die andern Kinder, damit Mutter sich nicht mehr meiner schämt.“

Die Schwester schwieg — sie rang nach Fassung und stieß ihm nur laßt das Haar aus dem weißen Gesichtchen. „Laß mich mit dem Herrn Doktor sprechen“, sagte sie dann. „Gebude Dich einen Augenblick, mein Heini.“

Das Kind lehnte sich gebornt zurück. Sein Herz pochte in dumpfen Schlägen und Schauer der Erwartung durchrieselte ihn. Ob der Doktor die ersehnte Erlaubniß geben würde? Natürlich, das war es — wie sollte das Meer ihn helfen, wenn er nur am Stande saß und in der Wärme badete! In die dunkelgrüne Fluth, die sich so schmeichelnd um die Glieder schloß, mußte er eintauchen, denn, aber auch nur dann, würde er gebunden.

Der Doktor stand plötzlich neben ihm: „Nun, kleiner Mann, was sind das für Sorgen? Du bleibst bei Deiner Kur. Kalte Bäder sind nichts für Dich.“

„Aber, Herr Doktor!“

„Für einmal, Heini“, sagte der Doktor ernst. „Die Schwester meldet mir, was Du von Deinem Wüstenhat erwartest. Ich will Dir die Wahrheit nicht verwehnen. Sieh mal, es ist ganz unmöglich, daß Deine Mißbildung sich bessern könne. Du kannst ja auch so ein tüchtiger, nützlicher Mensch werden. Dein Leben aber gehört zu denen, die wir „unheilbar“ nennen. Laß Du dich verstanden?“

Die großen Augen des Kindes öffneten sich, ein Ausdruck von Qual und Jammer lag darin, der den Mann erschütterte. „Sei tapfer, kleiner Bursche“, sagte er tröstend. „Wir wollen dafür sorgen, daß es Dir zu Hause an nichts mehr fehlt. Wehate nur Mutter!“

„Ich hoffe, er wird sich jetzt mit seiner Lage abfinden“, sagte er, zur Schwester gewandt, hinzu.

Am Abend desselben Abgungstages — ein düstiger, sehr warmer war es gewesen, setzte Heini beim Nachtessen, er hatte sich in der Dämmerung gar. Nun ließ ins Meer hinausgehenden Brücke zum Treppen, die von der, weil ins Meer hinausgehenden Brücke zum Wasserpiegel hinabführten. Unter schaukelte einige Boote auf der dunkeln, glatten Fluth. Mit leisen, heimlichen Rausen und Flüstern rann das Wasser zwischen ihnen und den Wellen der Brücke hindurch. Der Himmel war wolkenverhangen. Am Westen stand eine schwarze Gewitterwand, aus der jähliche Felle hervorbrühten. Kein Lustzug milderte die drückende Schwüle. Heini hielt die Hände im Schoß gefaltet; sein mißgefallenes Körperchen ließ hart an das Holzweid der schmalen Eins, ohne daß er es fühlte. — „Unheilbar!“ Er sollte wieder hören müssen, wie ihm die Knaben „Wüdelstink“ und „Hüdeckameel“ nachtriefen, sehen, wie bei derartigem Qual seiner Mutter eine rothe Blutwelle bis in die Stirn stieg — das war ja nicht möglich, das konnte nicht wahr sein! Er hatte, ja, das Rechte noch nicht erworbt. Die See mußte ihm ja doch helfen, wenn er nur den Mutz finden konnte, ihr ganz zu vertrauen. Und ein Strom von Hoffnung und Freudigkeit kam auf einmal in sein jugendes Herz zurück. Nur bald mußte es geschehen, jetzt gleich, ege sie ihn im Hoipz wegmüssen und suchen wüßten.

Mit zitternden Händen streifte Heini den neuen Anzug, Strümpfe und Schuhe ab, dann stieg er bestiumt Stufe um Stufe herab. Warm und lind berührten die Wellen seinen nackten Fuß — sich folend umring das Meer den kleinen Körper, der jetzt himoglobin. „Abe Mutter“, murmelte das Kind, als die dunklen Wasser sich über ihm schloßen und ein köstliches Klingeln und Singen an sein Ohr schlug — der Heimathruß, den das ewige Meer so mancher jagenden Seele gesungen — den Freudenklang, den es um auch

Hein Gehrt entgegenrang. Und so befahl er doch Wecht mit seiner gläubigen Zuversicht: Von dem Jammer, der Noth seines Deseins hatte sie ihn befreit — die See hatte ihm geholfen.

Die Entführung aus dem Cerail.

Vor einigen Wochen brachten die europäischen Blätter die Nachricht, daß eine Dame aus dem kaiserlichen Harem in Konstantinopel von einem Engländer entführt worden sei, und daß das Paar sich dann nach Indien geflüchtet habe. Die türkische Regierung ließ die Nachricht dementiren, democh mußte man, daß in der That eine Entführung stattgefunden hat. Indische Blätter theilen nun den nachstehenden Sachverhalt mit. Die Geschichte hat sich folgenbermaßen zugetragen: Ein in Konstantinopel anwesender Engländer, ein Junggeheiß, machte im Frühling eine Vergnügungstour nach Europa, auf der er auch nach Konstantinopel kam. Er suchte dort die Söhne Englands in Genuß ab, da er gehört hatte, daß die Frauen des Sultans dort einzeln oder in kleineren Abtheilungen Spaziergänge zu machen pflegten. Er traf nun dort eine Dame von wahrhaft junonischer Gestalt und bizzigen Körperbau, die von einer Jofe und zwei schön-schwarzen Eunuchen begleitet war. Hinter ihrem dünnen Goldschleier lauerten zwei glühende schwarze Augen. Der Engländer war durch die Schönheit und die Reize dieser Frau gefesselt. Am andern Tage suchte er wieder die Söhne Englands auf und traf dort die Dame. Er bemühte sich, sie zu gewinnen, in dem die zwei Eunuchen hinter ihre Schieberin etwas zurückgeblieben waren, und ließ rasch zu ihren Füßen eine Wofe niederfallen. Die Dame beahst ihrer Jofe, die Wofe anzulegen, während sie dem Spender derselben einen fremdenblut wiesenden Blick zuwarf. Der Engländer fühlte sich überglücklich. Er wollte sich nun der Dame nähern. Diese riß ihm jedoch einen frischen Blick zu und läste mit ihrem Wüstenhute über ihren Kopf, um dem fischen Fremdling zu andeuten, er solle mit seinem Kopfe bei dem Engländer haren es jetzt außer allen Zweifel, daß er eine Dame aus dem kaiserlichen Harem vor sich habe. Nach langem Zögern gelang es ihm endlich, mit einem der beiden Eunuchen, welche die Dame stets begleiteten, in Verbindung zu treten und diesen durch ein großes Geldgeschenk zu gewinnen, damit er der Jofe ein Verstehen einbrächte. In dem Verstehe, in dem eine fünfzig-Pfundnote dem kaiserlichen Harem angeteilt wurde, ob die Dame wirklich eine kaiserliche Harem angeteilt wurde, oder ob die Jofe eine heimliche Begleitung mit ihrer Schieberin erwirken könne. Der Jofe sollte ihre Miße mit einer fünfzunder-Bundnote belohnt werden. Die Antwort lautete höchst entnützlich. Die Dame gab eine Erklärung dem kaiserlichen Harem an und die Jofe schante leicht Bekanntschaft mit dem Besorgten machen, falls sie es wagen sollte, ihrer hohen Schieberin den Wunsch des Engländer's zu unterbreiten. Nach einem mehrfachen Viehwedfel und nach großen Opfern an blankem Golde und glühenden Steinen hand er endlich am Ziel seiner Wünsche. Dort bei den Söhne Englands durfte er sich ihr nähern, zu ihren Füßen niederfallen, sein Herz vor ihr zu öffnen und seine Liebe zu erklären. Die Jofe führte die Dame aber thätiglich dem kaiserlichen Harem an? Keineswegs. Sie war nicht einmal eine Orientalin, sondern eine Französin. Sie kam nach Konstantinopel und machte ihre Bekanntschaft eines hohen türkischen Funktionärs oder Militärs, der sie bemog in seinen Harem einzutreten. Das Leben hier legte ihr jedoch nicht besonders zu und sie schnte sich danach, wieder frei zu sein. Um die Mitternachtstunden erwartete sie, in einem Mantel gehüllt, in der Nähe von Dolma-Baghische ihren Verehrer. Auf die Minute trat er mit einem Koffer ein, in dem nun rasch die vermeintliche Haremsskandale stieg, und flugs ging es nach dem Hause eines Armeniers, wo der Engländer schon vor mehreren Tagen zwei Zimmer gemiethet hatte. Bei einem der nächsten Tage schiffen sich beide nach Port-Said ein, um von dort nach Indien zu gehen. Auf dem Schiffe trante der Engländer eines Tages das Schandstück, das sich seine Angebetete angeblich aus dem kaiserlichen Harem mitgenommen hatte, aus, um die Kohärenzen in denselben ein bißchen näher zu beschreiben. Zu seiner großen Ueberaschung fand er auch ein Mädchen aus dem kaiserlichen Harem, das er einst seiner Angebeteten zu Füßen gelegt, bei einer Haremsskandale ein solches Bild zu finden, fragte er um dessen Herkunft, worauf sie erlöste und eine ausweichende Antwort gab. Nun stieg er mit dem Engländer ein Zweifel auf, ob er wirklich eine Omaliste des Sultans entführt habe. Er rückerte nun, dupirt worden zu sein. Am Abend liegen sie dann in einem Hotel ab, wo es auch türkische und arabische Bekanntschaft war. Die Dame konnte aber weder türkisch noch arabisch sprechen. Nun erst sah der Engländer ein, daß er angelassen sei, und daß er statt einer Haremsskandale irgend eine Pariser Gräfin mit sich nach Indien führe. An Demtag angekommen, verließ der Engländer eines Tages seine türkische Omaliste und verstand sich auf Zimmervermietungen, nachdem er zuvor natürlich die werthvollsten Schmuckstücke, die er einst seiner Angebeteten zu Füßen gelegt, zu sich gebracht hatte. Die Französin blieb nun im größten Genuß zurück. Zunächst lebte sich im Hotel ein indischer Mahatadhi, der ihm bald mußte es gelingen, in seinen Harem einzutreten. Die Französin ist so vom Regen in die Traufe und vom einem türkischen Harem in einen indischen gekommen.

Widernatürliche Frauen.

Während die Mehrzahl der Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts aufrecht ist, eine kleine Anzahl in Leben eine Ueberzeugung nicht veranlassen zu erhalten, gibt es bekanntlich auch solche weibliche Wesen, die etwas bannern sehen, Zugende und selbst Hunderte von Males in die Lage zu kommen, den mehr oder weniger glühenden Eragn eines Liebhabers oder Verehrers anzunehmen. Sehr viele Mädchen können die Opfer ihrer Reize herzugeben, indem sie auf jeden ihrer schlanken Finger zwei oder drei Exemplare rechnen. Diese verdienstlichen Schönen aber, die kühner und mehr ausgebreitete Rüche auf dem Weissen haben, sind glücklicher Weise nur selten anzutreffen. Daß das Weib jedoch, so viel man auch dagegen sagen mag, die allergrößte Anziehungskraft ausübt, beweist allein der Umstand, daß die weibliche Person, die den höchsten „Antrags-Gehalts“ löst, ein Dame ist, der man mehr Schönheit noch Reize nachrühmen kann. Ein Weib behaupte, daß Mich Helen Gould, die älteste Tochter des verstorbenen Girardinbaltungs Jan Gould, weit mehr als 1000 Herabstränge bekommen hat. Während einer einzigen dreiwöchigen Woche vor kaum zwei Jahren wurde die bereits 35 Jahre zählende Millionärin nicht weniger als 22 Mal um ihre Bekanntschaft ganz America, längt den Umkreis gehit, abwechselnd mit zu heizen, sondern nur ihren Namen und ihren Namen, die mit großer Färslichkeit liebt, ihr Leben zu weihen. Ihre nächsten Anwalin in Bezug auf die Zahl der Beirathungsstücke sind die vier Nichten eines russischen Handelsberren, denen der alte Botschafter in eine Million Markel hinterlassen wurde. Der Bedingung, daß sie fünfzig Millionen in dazwischen Stellung zubringen sollten, lie sie auf das Glück Anrecht hätten. Die Kunde von diesen riesigen Einkünften verbreitete sich durch ganz Europa, und bevor noch die fünf Vierteljahre um waren, hatte jede der Erbinnen nahezu 800 Beirathungsanträge empfangen. Die junge Millionärin ganz America, von der häufig erzählt wurde, daß sie abwechselnd 35 Jahre alt, schon etwa 100 Mal um die Bekanntschaft mit sich gehit hat, kann wohl mit Recht in dritter Linie genannt werden. Sie am meisten verdienstliche Frau der Welt ist unweifelhaft eine als Verbannte in Sibirien lebende Russin, die bisher 16 Gekühner, einen nach dem andern, ihren gelassen hat. Diese abenteuerliche Dame war in ihrer Jugend wunderbar schön und besaß so hervorragende Talente, daß man ihr eine große Zukunft prophezeigte. Die Zahl ihrer Kinder war „Region“. Sie verheiratete sich sehr früh, tief ihrem Manne aber bald davon und ließ sich sans fagon von einem andern freien. Auch diesem brachte sie nach wenigen Monaten um eines Dritten willen durch, und so ging es weiter, bis sie eines Tages wegen Polonarchie nach Sibirien geschickt worden sollte. Auf dem Wege zu diesen unwirthlichen Regionen geschah es, daß

Reporter-Großthaten.

Der Pariser Reporter hat man in der letzten Zeit wiederholt den Vorwurf gemacht, daß sie furchtbare Unthaten begangen hätten. Als Hauptverbreiter dieser „Sancti“ betrachten. Folber Dammont recht sich veranlaßt, das Verbrechen der französischen Metropole gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen. „Es wäre sehr ungerath“, schreibt er in „Genesim“, wenn man die Reporter für den furchtbaren Mord und die

alkernen Nichtthaten verantwortlich machen wollte. Das Publikum liebt, sucht, verlangt und will diese Nichtthaten, und das Blatt muß sie bringen zur Erheiterung seiner Leser und zur Freude des Abonnenten. Der Reporter eines großen Pariser Blattes ließ eines Tages seinen ersten Reporter rufen und sprach zu ihm: „Man spricht dich viel von dem neuen Justizminister Duvalnet. Seine Bekanntschaft hast du schon mit dem Justizminister gemacht. Sieh dich nach seinen Verhältnissen an.“ Der Reporter verstand mit Wüstenhute und sehr nach kurzer Zeit (Schreibstift und triumphierend zurück. „Zeit einem hohen Jofen hundert und fünfzig Jahre, Duvalnet täglich zum Frühstück vor der Schale“, brüllt er schon vor der Thür des Redaktionsbüros aus. „Sehr interessant“, sagt der entzückte Reporter, „schreiben Sie 100 Zeilen über diese Eier.“ Der Artikel erscheint, sehr Blätter drucken ihn nach, der Erfolg ist riesengroß. „Es ist erlaublich, wie Sie uns seit einiger Zeit vernachlässigen“, sagt der Verleger eines Konturreiblattes zu seinem Reporter. „Saben Sie den Artikel über die Eier des Herrn Duvalnet gelesen? Wie konnten Sie sich nur eine so interessante Mitteilung entgehen lassen? Bringen Sie darüber etwas Anknüpfen!“ Der Reporter verstand mit Wüstenhute und sehr nach wenigen Minuten in Schweiß gebadet und mit sieghafter Miene zurück. „Ansohl, er hat etwas!“ Er hat eine ebenso interessante wie hochwürdigere Verbindung gemacht: der Justizminister ist seine färschte Eier nicht in der Schale, sondern als Exzepter. Herrlich, wunderbar!“ ruft der enthusiastische Verleger aus. „Nun machen Sie aus diesen Exzepten so rasch als möglich 150 Zeilen und weihen Sie besonders auf die Ausrüstung der Wüstenhute unseres Kollegen hin.“ Der Artikel erscheint nach acht Tagen. Es entzückt sich eine lebhafteste Polemik zwischen den beiden Blättern, beide Parteien stellen sich die Eier in der Schale, die andere für die Exzepter. Die Eierfrage wird immer verwickelter. Zugänglich ist nach ein dritter Reporter, den die Erfolge nicht schlafen lassen, auf dem Kampffeld erscheinen. Eine alte Freundin des Mitberatersidenten hat ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, daß Herr Duvalnet weder Eier in der Schale, noch Exzepter liebt, sondern täglich zum Frühstück ein „Quelchete aus eines herbes“ verzehrt. Konstantin der beiden ersten Reporter und ungeheurer Triumph des dritten, der von einem Blatte sofort einen Vorstoß erhält. Die Eierfrage scheint endlich gelöst zu sein, raisher als die Orientierung. Fühlig einmüht sich ein vierter Reporter, daß der Kopf des Herrn Duvalnet ein lebliches Thier seiner Wüstenhute ist. Er bringt ein Exzepter, kommt wie ein Zwischglied in das Justizministerium, fahrt den Kuchenschiff nach allen Regeln der Kunst aus und erscheint zehn Minuten später strahlend im Redaktionsbüreau, mit siegreicher Hand eine Bezeichnung des Kopf's schwingend, in welcher der Wahrheit gemäß bezeugt wird, daß der Herr Minister zwar gekochte Fleischessen liebt, Eier aber in jeder Form geradweg verabscheut.

